

BREGENZ

ST. GALLEN

VADUZ

CHUR

KUL

KULTURLEBEN RUND UM DEN 46. NÖRDLICHEN
BREITEN- UND DEN 9. ÖSTLICHEN LÄNGENGRAD

mit dem ausführlichsten
Kulturkalender der Region

Interview mit Eddy Risch

Hans Nigg im Porträt

30 Jahre Fabriggli

KUL September 2010

Sonntag, 29. August 2010 . Ausgabe 8/10

Warten auf Godot

VON JACQUELINE JUREK

Irgendwie war es diesen Sommer doch wie «Warten auf Godot». Zwar haben wir nicht auf den Obersten gewartet, aber doch wenigstens auf einen seiner Abgesandten ... den Wettergott. Er sollte uns erscheinen – in strahlendem Licht und wärmender Sonne –, aber dem war nicht so. Also warteten wir! Im April, im Mai, im Juni und im Juli und auch noch im August. Zuerst erwarteten wir noch die sommerlichen Temperaturen, dann wurde das Warten belohnt, kurze Zeit darauf warteten wir wieder, irgendwann wurde das Warten zur Qual. Später kamen sie dann wieder, die ersehnte Sonne und die Wärme, das Warten hatte scheinbar ein Ende, um aber Tage später erneut in Warten zu enden, als es wieder zu regnen begann. So lernten wir, dass der Sommer nicht immer kommen muss und dass der Regen auch etwas Gemütliches hat. Vor allem lernten wir jedoch, was es heisst, zu warten. Denn wenn wir eines nicht gerne tun, dann ist es, zu warten.

Warten ist von dem Glauben an (besseres Wetter) oder der Hoffnung auf das Erwartete (besseres Wetter) nicht zu trennen. Warten bremst. Warten schmerzt – spätestens seit der Goethezeit im 18. Jahrhundert warten wir «mit Verlangen» und «mit Ungeduld». Das Warten erzeugte sogar Temperaturen, wenn mit «friedlichem Herzen» oder mit «heissem Verlangen» gewartet wurde. Um mal ganz ehrlich zu sein: Wie viele Lebensstunden haben wir schon ungeduldig erwartet, während wir auf den Beginn des Sommers, auf einen Anruf, auf den Richtigen, auf den Befund, auf die Geburt des Kindes, auf das Ende der Schule und auf die Pointe warteten? Wer warten kann, der weiss, was es heisst, in der Möglichkeitsform zu leben. Kehren die Eltern nicht zügig vom Abendspaziergang zurück, wartet das Kind auf das Geräusch des Schlüssels im Türschloss. Es ist die Ahnung vom endgültigen Abschied, die dieses Warten mit sich bringt. Leider lässt sich dem Warten kein Schnippchen schlagen. Wer den Adventskalender vorzeitig plündert um dem Heiligen Abend schneller näherzukommen, machte die sensationelle Erfahrung, keineswegs eine Abkürzung, sondern vielmehr sich selbst die Freude genommen zu haben. Und auch nicht beim Zahnarzt, in dessen Wartezimmer wir auf einen Moment zustreben, von dem wir hoffen, dass er nie-



mals eintritt. Und obwohl das Warten schlichtweg eine Zumutung ist, ist es das Einzige, das uns die Zeit fühlbar und ihre Versprechen erfahrbar macht. Dennoch: Warten ist wie ein Phantom Schmerz in den Löchern des Alltags. Ohne jegliche Geschwindigkeit. In einer Zeit, in der alles so schnell geht, dass wir glauben, kaum hinterherzukommen. Deswegen scheint es wohl, dass das Warten nur in der Abschirmung von weltlicher Geschwindigkeit und den dafür eingerichteten Orten noch eine langfristig angelegte Sinnsuche ist, die über das sehnsüchtig herbeigewünschte Pausenzeichen hinausgeht.

Aber wie auch der Sommerregen gemütlich ist und besonders freuen sich die Pflanzen in unseren Gärten, birgt auch das Warten etwas Positives in sich: die Vorfreude. Denn Warten und Erwarten sind nicht dasselbe. Während das Warten im Augenblick gefangen ist, steht die Erwartung auf der Seite der Zukunft, «erwarten» wir etwas oder jemanden,

dann wird es geschehen. Der Moment ist absehbar – vielleicht nicht sofort, aber bald. Das «Warten» hingegen lässt den Fluss des Erwartbaren stocken. Jedoch besteht Hoffnung, denn das Warten auf den richtigen Augenblick oder auf ein Zeichen, das uns sagt, jetzt ist er da, ist erlernbar. Das Wichtigste ist, sich nicht an das Morgen zu klammern und das Heute dabei zu vergessen. Das wäre reine Zeitverschwendung, weil das Leben kurz und jede Stunde unwiederbringlich ist. Nutzen wir die Wartezeit also sinnvoll und geniessen das Leben – auch wenn es regnet. Schliesslich muss das Warten ja irgendetwas auf sich haben, statt die ultimative Zerreihsprobe für unseren persönlichen Geduldssaden zu sein. Einer Erkenntnis müssen wir uns jedoch stellen: Die Zeit fliesst gnadenlos, doch wenn wir warten, tropft sie nur! Wie der Regen im Sommer.

*Jacqueline Jurek ist Journalistin und PR-Beraterin

Zum Titelbild



Der Fotograf Eddy Risch arbeitet drei Monate im Liechtenstein Atelier in Berlin und möchte eine große Reportage zum Thema «Jüdisches Leben in Berlin» realisieren. Das KuL-Titelbild entstand in der Nähe des Ost-

hafens, nahe der Spree im Bezirk Friedrichshain.

Bild Eddy Risch

Interview des Monats

Kaum jemand, der mehr Lebensfreude ausstrahlt als der Fotograf Eddy Risch. Zurzeit lebt er für drei Monate im Liechtenstein Atelier in Berlin. Er arbeitet an einer Reportage zum Thema jüdisches Leben in Berlin.

Mit Eddy Risch in Berlin sprach Janine Köpfl



«Wer hat ein spannenderes Leben als ich?»

Bilder Sven Thomann

Herr Risch, wenn Sie nach einem arbeitsreichen Tag Ihre Kamera aus den Händen legen, wie fühlen Sie sich?

Eddy Risch: Ich bin kaputt. Am Sonntag beispielsweise sind mein Freund Sven Thomann, ein «Blick»-Fotograf, und ich achteinhalb Stunden mit dem Velo unterwegs gewesen. Wir waren in einer alten, stillgelegten Fabrik. Ich machte die Fotos und er drehte einen Film darüber, wie ich die Fotos mache. Ich will zeigen – sollte denn die Ausstellung, die ich plane, Wirklichkeit werden –, wie meine Fotogeschichten entstehen. Die Leute sollen sehen, wie wir beispielsweise in diese Fabrik einsteigen, aussteigen, dass es ein bisschen gefährlich, eigentlich verboten ist. Solche stillgelegten, teils verfallenen Fabriken eignen sich sehr gut zum Fotografieren, es ist aber natürlich nicht unge-

fährlich. Wir waren auch in der ehemaligen Lungenheilstation in Beelitz, wo vor zwei Jahren ein Hobbyfotograf ein Model umbrachte, der sogenannte Beelitz-Mord. Vom Mord erfuhren wir aber erst später.

Sie scheinen solche gefährlichen Orte zu mögen.

Ich liebe alles, was verboten ist. Gefahr gehe ich aber aus dem Weg. Ich bin ein vorsichtiger Mensch. Wenn aber jemand sagt «hier darfst du nicht rein», reizt mich dieser Ort ungeheuer.

Ein Tick von Ihnen?

Tick würde ich in diesem Zusammenhang nicht sagen. Ich habe aber andere Ticks: Einen Kirchen-Tick, einen Friedhofs-Tick, einen Baum-Tick – meine Frau Brigitt sagt immer, dass wir im Archiv jeden

Baum haben, der in Liechtenstein steht. So schlimm ist es natürlich nicht, aber es gibt tatsächlich viele Bäume in meinem Archiv und Friedhöfe. Ich weiss nicht, wie viele Friedhöfe ich schon in Berlin besucht habe. Und natürlich habe ich ein Faible für alte Fabriken und alte Häuser. Nur schade, dass hier in Berlin so vieles versprayt ist.

Sie leben für drei Monate in Berlin, im Liechtenstein Atelier, und arbeiten an einer grossen Reportage zum Thema jüdisches Leben in Berlin. Wie kommen Sie voran?

Ich habe schon früh mit den Vorbereitungen für Berlin begonnen. Über Weihnachten und Neujahr habe ich in Malbun 15 Berlin-Bücher gelesen, habe Berlin regelrecht aufgesogen. Ich kennzeichnete alles, was vom Bild her interessant sein

könnte. Ich machte Word-Dateien fürs «Jüdische Leben in Berlin» und «Allgemein Berlin». Ich schrieb alles genau heraus, was auf welcher Seite in welchem Buch steht. Mittlerweile musste ich aber feststellen, dass nicht alles, was in den Büchern interessant klingt, auch wirklich ein gutes Foto gibt. Beispielsweise die Installation von Christian Boltanski «das verschwundene Haus» klingt sehr spannend, ist auch optisch sehr schön, fotografisch aber Schwachstrom.

Wo planen Sie Ihre Ausstellung?

Entweder im Kunstraum Engländerbau in Vaduz oder im Domus in Schaan. Ich möchte die Ausstellung so aufbauen, dass beispielsweise oben ein Bild einer Gedenkstätte zu sehen ist und darunter das jüdische Leben, wie es heute ist. Auch möchte ich die Ansichten der jüdischen Jugend in Berlin einbringen. Die jungen Menschen haben eine ganz andere Haltung zu dem, was damals mit den Juden passierte. Sie wollen leben, nicht ständig in schrecklichen Erinnerungen schwelgen – nach dem Motto: Wir haben jetzt Spass, uns geht es jetzt gut. Sie sind eigentlich schon einen Schritt weiter, auch weiter als ich. Ich interessiere mich als Fotograf für die Gedenkstätten und alte Menschen, die den Holocaust überlebt haben. Eigentlich sollte ich das nicht machen und vielmehr die 20-Jährigen ins Zentrum stellen.

Haben Sie diese jungen Menschen schon fotografiert?

Nein, noch nicht. Aber ich möchte sie unbedingt noch fotografieren, sonst passt auch der Titel «Jüdisches Leben in Berlin» nicht zu meiner Arbeit. Es macht keinen Sinn, wenn ich am Ende bei den «Jüdischen Orten in Berlin» lande. Darüber gibt es bereits Bücher.

Woher kommt Ihr Interesse für das jüdische Volk?

Ich lebte Ende der 70er-Jahre ein halbes Jahr in einem Kibbuz. Dadurch habe ich einen Zugang zu diesem Volk. Wenn ich erzähle, dass ich in einem Kibbuz gelebt und gearbeitet habe, haben jüdische Menschen eine gewisse Achtung vor dir und du kommst viel besser ins Gespräch.

Fotografen müssen sich immer wieder anhören, dass sie die Welt nur durch die Linse sehen. Wie ist es bei Ihnen?

Ein Fotograf ist sowieso irgendwie verrückt, weil er alles vorvisualisiert. Der Fotograf macht sich schon im Vorfeld Gedanken, wie das Bild aussehen sollte. Im Kopf entsteht ein fertiges Bild. Ich gehe durch die Gegend und habe eigentlich ständig Bilder im Kopf. Natürlich bin ich auch offen für spontane Schnappschüsse. Aber es gibt Tage, an denen ich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehe.

Sie sind so sehr mit Bildern angefüllt?

Ich sehe es dann einfach nicht mehr. Ich

habe die Kamera dabei und sehe aber das Bild nicht. Genau aus diesem Grund macht es keinen Sinn, wenn beispielsweise immer die gleichen Fotografen an die Olympischen Spiele, eine Fussball-WM oder nach Wimbledon geschickt werden. Ich war viele Male in Wimbledon, es war für mich nichts Besonderes mehr. Jemand, der dies das erste Mal sieht, wird ganz andere Bilder machen. Das Auge muss sich auch erholen können. Es gibt Fotografen oder Künstler, die zu Hause keine Bilder haben, damit sich das Auge erholen kann.

Gehören Sie zu diesen?

Nein. Aber es tut gut, dass ich während der drei Monate in Berlin keinen Fernseher habe.

Wie schlafen Sie ein?

Sehr gut. Ich lasse den Tag Revue passieren und stelle mich schon auf den kommenden ein. Ingeheim hoffe ich natürlich immer, dass ich irgendwann auf eine Sensation stosse ...

Und sind Sie in Berlin schon auf Sensationen gestossen?

Kleine Sensationen, ja. Beispielsweise wusste ich von einem deutsch-jüdischen Sportplatz. In einem Wald legte ich unzählige Kilometer zurück, um diesen Sportplatz zu finden. Und ich habe ihn gefunden – auf einer Lichtung mit den ursprünglichen Goals; ich konnte spüren, wie sie damals Fussball gespielt haben. Eine solche Entdeckung zu machen, ist ein Erfolgserlebnis vom Allerfeinsten.

Was wollen Sie in Berlin unbedingt noch fotografieren?

Eine jüdische Hochzeit! Und ich will schon lange eine Motorradgeschichte machen. Ich liebe Frauen auf Motorrädern. Hier in Berlin möchte ich endlich eine Reportage darüber machen. Hier gibt es eine Gruppe, die sich «Wild women on bikes» nennt. Wir haben uns schon zweimal für ein Fotoshooting verabredet, es regnete aber immer in Strömen. Aber es klappt schon noch.

Das «Liechtensteiner Vaterland» veröffentlicht täglich ein Bild von Ihnen aus Berlin. Es scheint, dass es unendlich viel Spannendes in Berlin zu entdecken gibt. Ein Fotografen-Paradies?

Nein, Berlin ist für einen Fotografen zu wenig exotisch. Natürlich schätze ich es, hier zu sein. Aber wenn es nach mir gehen würde, hätte ich diese drei Monate lieber in Japan verbracht. Dann hätte ich nicht so viel vorbereiten können, sprachlich wäre es eine Herausforderung gewesen. Ich wäre drei Monate durchs Land gewandert. Berlin ist zu normal, unserer Kultur zu nahe. Mein Weg ist hier zu fest vorge-spurt, das hemmt die Spontanität.

Sie haben als Fotograf schon viele Länder

und Städte gesehen. Wo wollen Sie unbedingt noch hin?

Ich war noch nie in Südamerika oder Kanada ...

Dort hätte es viele Bäume.

Ich liebe Nationalparks (lacht). Meine Frau und ich waren mit unseren zwei Kindern in den USA. Nach dem dritten oder vierten Tag sagten sie: «So, jetzt haben wir genug Steinhäufen und Bäume gesehen.» Es gibt viele Orte, die ich gerne sehen würde: Tibet zum Beispiel. Auch Japan liegt mir sehr am Herzen. Nächstes Jahr werde ich für drei Wochen nach Japan reisen. Ich war auch noch nie in Australien, obwohl ich x-Mal am Australian Open fotografierte.

Sind Sie jemals ohne Ihre Kamera gereist?

Nein, das könnte ich gar nicht. Ich kann auch nicht an eine Veranstaltung ohne Kamera, vorher gehe ich nicht. Ich hasse auch, wenn man mir das Fotografieren verbietet, dann bleibe ich lieber draussen. Nicht jeder Ort, den du besuchst, ist fotografisch schön, nicht jedes Bild, das du machst, auch ein Hit. Aber manchmal ist es ein Herantasten. Was ich mache, versuche ich, als Reportage aufzubauen. Etwas zu öffnen und am Ende wieder zu schliessen. Es gibt Tage, an denen gelingt mir kein Bild, dann gibt es Tage, an denen es sehr gut läuft. Manchmal habe ich nur ein Bild, manchmal zehn.

Wenn man Ihre Biografie anschaut, offenbart sich einem eine Bilderbuchkarriere als Fotograf – Agenturfotograf, Sportfotograf beim «Blick», Fotograf bei der «Schweizer Illustrierten», Fotograf der Bildagentur «Keystone Press». Ist es die Karriere, die Sie sich gewünscht haben?

Nein, ich hatte einfach unglaublich viel Dusel – Glück. Ich hatte vor allem Glück mit meiner Frau. Brigitt ist mein Lotto-sechser! Zu meiner Karriere: Auf dem Papier sieht es schon gut aus. Aber richtig seriös betrachtet, bin ich gescheitert. Es war schön für Liechtensteiner Verhältnisse, was ich machen konnte, nett dass ich bei «Blick» arbeiten konnte. Schön, dass ich bei der «Schweizer Illustrierten» 53 Titelbilder gemacht habe. Aber wenn du als Fotograf wirklich etwas erreichen willst, ist es nicht dieser Weg. Es ist kein Frust, den ich habe. Auf keinen Fall. Ich wurde belohnt mit einem glücklichen Familienleben. Aber es ist bei der Fotografie ähnlich wie beim Skifahren. 60 müssen ins Ziel fahren, damit drei auf dem Podest stehen – viele müssen fotografieren, damit am Ende fünf ins Museum kommen. Aber dann hätte ich auf eine Familie verzichten müssen.

Sie strahlen grosse Lebensfreude und viel positive Energie aus. Ist das das Geheimnis eines guten Fotografen?

Man könnte sagen, dass ich das positive Denken erfunden habe. Ich bin mir jeden Tag bewusst, dass ich auf der Sonnenseite



dieser Welt geboren wurde. Wir sind gesegnet. Ich weiss, dass ich einen riesigen Dusel hatte und habe. Und so lebe ich, als ob jeder Tag der letzte wäre, indem ich etwas Sinnvolles mache. Ich arbeite gerne, geniesse mein Leben. Eine gute Zeit haben, dass ist es, was zählt. Ich habe das Glück, dass ich einen Beruf habe, mit dem ich Menschen eine Freude bereiten kann.

Sie sind immer wieder nach Liechtenstein zurückgekommen, ganz ohne Starallüren. Warum so bescheiden?

Es sollte niemand vergessen, wo er herkommt. Es sollte nicht als selbstverständlich angeschaut werden, dass es einem gut geht. Wenn man sich dessen bewusst ist, hebt man auch nicht ab. Ich glaube, dass man mit einer gewissen Bescheidenheit auch belohnt wird. Ich kann auch Fehler eingestehen, das ist wichtig. Manchmal stehe ich mir auch selbst im Weg, ich bin ein Perfektionist und habe meine Latte recht hoch gelegt. Ich beobachte sehr gerne den internationalen Fotomarkt, schaue, wohin die Reise geht, sammle Ideen und versuche, von den Besten zu lernen.

Wo und wie haben Sie fotografieren gelernt?

Bevor ich in den Kibbutz ging, kaufte ich eine Kamera für 150 Franken. Ich nahm 20 Filme mit und habe fotografiert. Als ich zurückkam, schickte ich die Filme ein und bekam die Dias zugeschickt. Ich schaute mir alles an und sah, dass es nicht einmal so schlecht war. Ein Kollege von mir arbeitete bei einer Zeitung und ich fragte ihn, ob ich nicht einmal einen Fussballmatch fotografieren dürfe. Ich durfte und hatte gleich beim ersten Match ein Tor eingefangen. Danach ging es recht schnell, ein Jahr später war ich schon in Zürich, das war 1981. Wirklich gelernt? Ich habe das Handwerk hauptsächlich von Xaver Jehle gelernt, habe mir aber sehr viel mit grosser Beobachtungsgabe auch selbst beigebracht. 1987 machte ich die Lehrabschlussprüfung an der Kunstschule in Zürich, war aber zu dieser Zeit schon als Sportfotograf beim «Blick» angestellt.

Sie sind mit Sportfotografie eingestiegen. Eher ungewöhnlich.

Ja, Sport kommt normalerweise ganz am Schluss. Man muss es auch ein bisschen im Blut haben. Jemand, der den Sport mit all seinen Facetten nicht liebt, wird nie ein guter Sportfotograf. Viele Fotografen werden nicht nervös, wenn sie an ein Fussballspiel gehen. Ich allerdings werde richtig kribbelig. Früher hielt ich es kaum aus, wenn ich daheimsitzen musste und irgendwo wurde ein Fussballspiel angepfiffen. Mittlerweile hat sich meine Sucht gelegt und ich habe begriffen, dass es auch ein Leben neben dem Fussballplatz gibt.

Ihre Frau teilt die Leidenschaft des Fotografierens, Sie beide haben auch ein gemeinsames Geschäft. Funktioniert das problemlos? Man sagt immer, Eheleute sollten nicht in der selben Wiese grasen ...

Meine Frau ist nicht ganz so leidenschaftlich wie ich. Sie sieht es eher pragmatisch. Für sie ist Fotografieren ein Beruf, der ihr ermöglichte, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen. Sie macht es aber super, die Bilder, wirklich toll. Vor allem Hochzeitsbilder sind ihre Stärke. Wenn die Aufträge reinkommen, teilen wir gemäss unseren Stärken auf, wer was macht. Wir sind ein gutes Team, wir unterstützen einander und ergänzen uns. Ich ertappe mich jedoch manchmal, dass ich zu harsch mit ihr rede und den feinen Ton nicht immer treffe. Mit einem Geschäftspartner wäre man wohl höflicher. Ich kann mir aber nicht vorstellen, mit jemand anderem zu arbeiten. Brigitt nimmt mich, wie ich bin, mit all meinen Schwächen, das schätze ich sehr.

Könnte man sagen, dass Sie alles fotografiert haben, ausser Krieg? Waren Krisen- bzw. Kriegsfotografie je ein Thema?

Als ich bei der «Schweizer Illustrierten» arbeitete, war der Krieg in Sarajevo in der Endphase. Damals gab es manchmal Kriegsgeschichten im Heft. Allerdings waren wir drei Fotografen und hatten die Ressorts aufgeteilt. Wir hatten ein stillschweigendes Abkommen. Heiner

Schmidt machte Krisensituationen, Rolf Edelmann fotografierte Missen und ich war für den Sport zuständig. Dadurch stellte sich für mich eigentlich gar nie die Frage, in Krisengebiete zu reisen. Es hätte aber wahrscheinlich am meisten Erfolg gebracht. Als Kriegsfotograf schiesst du Bilder, die mitunter um die Welt gehen und auch in die Geschichte eingehen.

Gab es in Ihrer Karriere Situationen, in denen Sie froh waren, dass Sie sich hinter einer Linse verstecken konnten?

So gesehen nicht. Ich war aber immer froh, wenn eine Tour de Suisse zu Ende ging. Ich machte 20 Tours de Suisse auf dem Motorrad – rückwärts. Ich bin einer der wenigen, die nie gestürzt sind. Ich kenne viele Fotografen, die vom Motorrad gefallen sind. Aber ich weiss, worauf Sie hinauswollen. Es ist schon so, dass die Kamera mir einen Schutz bietet. Du kannst Dinge mit der Kamera fotografieren, die du als normaler Mensch nicht anschauen würdest.

Wie ist es bei verletzten Personen?

Das macht mir interessanterweise gar nichts aus. Ich hatte einmal die Möglichkeit, in einem Spital eine Herz- und eine Lungenoperation zu fotografieren. Das gab extrem gute Bilder!

Sie halten die Geschichte, die Welt für künftige Generationen in Bildern fest. Was glauben Sie, welches Bild hinterlassen Sie bei den Menschen als Fotograf?

Ich glaube, ich betreibe die Fotografie zu wenig international, als dass ich ein wirklich grosses Erbe hinterlasse. Eigentlich müsste ich die grossen Geschichtseignisse der Welt fotografieren. Ich hinterlasse sicher viele Bilder, auch gute und spannende. Zum Beispiel Bilder von Fürstin Gina. Ich wundere mich, warum es noch kein Fürstin-Gina-Buch gibt. Ich hinterlasse Bilder, ja, aber nicht die ganz grossen Ereignisse. Ein Kollege von mir hat beispielsweise den Dalai Lama begleitet – 20 Jahre lang. Da kann ich nicht mithalten. Mein Ansatz ist ein anderer. Die Bilder sind schön, aber Blumentöpfe gewinne ich damit wahrscheinlich nicht. Als Mensch möchte ich vor allem ein fröhliches Bild hinterlassen.

Was ist das Faszinierendste an Ihrem Job?

Dass ich jeden Tag Menschen treffe, die interessant sind. Aber ich habe noch nie jemanden getroffen, mit dem ich tauschen möchte. Es gibt Situationen, in denen ich gerne etwas anderes machen würde, zum Beispiel würde ich sehr gerne Geige spielen oder Opern singen. Wer aber hat ein spannenderes Leben als ich? Jetzt hat sich sogar ein lange gehegter Wunsch erfüllt. Ich wollte immer Leben wie die Künstler, die ich in New York kennenlernte und die in einem Loft wohnten. Jetzt bin ich hier, im Liechtenstein Atelier in Berlin – in einem Loft mit alten Fabrikziegelsteinen. Genau so wollte ich immer wohnen.